Übrigens

Als Unfug noch möglich war

Der Klassiker: klingeln und verschwinden. Bild: Edith Meyer

Neulich wieder: Es läutet im Parterre und im ersten Stock. Vielleicht hat jemand den Hausschlüssel vergessen. Gegensprechanlage, nichts. Nachdem ich den Türöffner gedrückt habe, gehe ich zur Eingangstür. Natürlich ist niemand da. Ich höre nur ein übermütiges Lachen aus sicherer Distanz. Der Klingelstreich lebt. Und wir Erwachsenen erwischen die Kinder nie.

Gewiss waren wir damals nicht besser, aber unser Repertoire war grösser als heute. Mir fallen da etwa Schirme ein, die Konfetti regnen liessen. Mit Sekundenkleber festgeleimte Fünfliber auf dem Trottoir, an denen Erwachsene hartnäckig zerrten, während wir uns hinter einem Fenster versteckten und herzhaft lachten. Gefälschte Liebesbriefe, die für Gesprächsstoff in der Schulklasse sorgten. Besonders Spass machte der Streich mit dem an einer Fischerschnur befestigten Portemonnaie am Boden. Kaum bückte sich jemand, zogen wir es blitzschnell weg.

«Üch Goofe verwütsch ich scho no!», wurde dann erbost geschrien. Aber das war fast mehr Ansporn als Drohung. So wurde Zucker gegen Salz getauscht, und heimlich gestellte Wecker sorgten nachts im Schullager für Aufregung. Besonders gemein war die mit Knoblauch gefüllte und mit Nidle getarnte Erdbeere: ein Biss, und das Gelächter war garantiert. Auch den unteren Teil der Türklinke mit Zahnpasta oder Senf zu bestreichen oder die Stifte herauszuschrauben, gehörten zu den Klassikern.

Es gab auch weniger glorreiche Streiche, die ich aus Erzählungen kenne: Reissnägel auf Stühlen platzieren, Kaugummi auf Hosen kleben oder Sicherungen herausdrehen, wenn gerade alle am Kochen waren. Für Ärger sorgte ebenso das Deponieren einer WC-Rolle im Alphorn vor einem Empfangskonzert.

Und wer war nie bei einem Telefonstreich dabei? Jugendliche gaben sich mit französischem Akzent als Chef einer Weinhandlung aus und boten edle Tropfen an oder bestellten eine Pizza an eine fremde Adresse. Das wäre heute undenkbar, jede Nummer ist sichtbar. Die Welt ist voller Überwachungskameras und Chatgruppen, in denen jedes Gerücht und jedes Video sofort geteilt wird. Streiche brauchen dagegen unbeobachtete Räume – oder man muss schnell genug um die Ecke rennen. Was den Kindern bleibt, ist eine unvergessliche Mutprobe vor einer Haustür. Und das Schöne: Alle haben einen Streich zu erzählen.

Edith Meyer
Redaktorin

Wochenkommentar

Ist Trinkgeld Schwarzgeld oder Schenkung? Schlafenden Hunden ist das egal

«Isch guet so», dieser Satz begleitet so manche Kaffeebezahlung oder Stangenbegleichung. Oder «Möchid Sie hundert», wenn die Znachtrechnung 91.20 Franken beträgt. 10 Prozent sind ein guter Richtwert für die Höhe des Trinkgelds. Mal ists ein bisschen mehr, mal ein bisschen weniger. Wir Schwyzerinnen und Schwyzer geben diesen Zustupf oft und gerne. Zumindest die allermeisten. Eigentlich funktioniert das System gut so. Eigentlich sind ja alle zufrieden damit.

Na ja, fast alle. Weil die Digitalisierung auch vor dem Trinkgeld nicht haltmacht, sprich, es wegen Twint- und Kartenzahlungen in den Büchern der Gastrobetriebe sichtbar wird, wurde nun der Bund auf den Plan gerufen. Ausgerechnet SP-Bundesrätin Baume-Schneider lässt durch ihr Departement des Innern abklären, ob nicht auch auf Trinkgelder fix Steuern und Sozialabgaben erhoben werden sollten. Dadurch würden die Angestellten dieser Tieflohnbranche Ende Monat über weniger Geld verfügen. Fairerweise muss man aber auch erwähnen, dass sie im Gegenzug im Alter, bei Unfall, Krankheit oder Arbeitslosigkeit besser abgesichert wären.

Doch wie der «Bote»-Stimmenfang diese Woche zeigte: Die Branche will das nicht. Das Trinkgeld sei für viele Angestellte wichtig, um über die Runden zu kommen. Ob tatsächlich Existenzen vom Trinkgeld abhängen, wage ich zwar zu bezweifeln. Doch persönlich finde ich, dass mit dieser Idee am falschen Ort versucht wird, Mehreinnahmen für den Bund zu generieren. Wegen ein paar Millionen mehr für den AHV-Topf zig Tausenden Tieflöhnlern schaden? Mit Blick auf die sich immer weiter öffnende Vermögensschere und die Tatsache, dass die Topeinkommen in der Schweiz stärker zunehmen als die Durchschnittseinkommen, ist das doch ein Hohn.

Ein Espresso im «Lido» in Brunnen: Der Rechnungsbetrag wird aufgerundet, die Differenz macht das Trinkgeld aus. Bild: Christoph Clavadetscher

Schere ist ein gutes Stichwort: Betroffen von der Trinkgeldregelung wäre ja nicht nur die Gastronomie, sondern auch viele andere Berufsleute – Coiffeurin, Taxifahrer, Pöstlerin, Handwerker, Gärtnerin, Essenslieferanten. Alles auch Jobs, die in den Lohn-Rankings nicht zuoberst auf der Liste erscheinen.

Aber ist Trinkgeld nun Schwarzgeld oder Schenkung? Die Situation ist verzwickt, die Rechtslage schwammig. Um in diesem Graubereich Rechtssicherheit zu schaffen, ist in Bern noch ein Vorstoss hängig, mit dem eine vollständige Befreiung der Trinkgelder von Steuern und Abgaben gefordert wird. Gastroschwyz unterstützt diese Motion. Ob dies aber die beste Lösung ist? Ich glaube nicht. Denn dies könnte falsche Anreize schaffen, das Personal wieder vermehrt über Trinkgelder entschädigen zu lassen – was sich auf die Lohnentwicklung und die soziale Absicherung ebenso negativ auswirken dürfte.

Doch was ist zu tun? Ich finde nichts. Schlafende Hunde soll man nicht wecken. Manchmal darf die beste Lösung auch sein, man lässts einfach, wie es ist.

Christoph Clavadetscher
Redaktor

Forum

Freiheit braucht Sicherheit: Eindrücke aus dem Kosovo

Der 1. August ist für mich jedes Jahr ein besonderer Tag. Dieses Jahr durfte ich ihn auf ganz spezielle Weise erleben: Ich hatte die Ehre, unsere Schweizer Soldatinnen und Soldaten in der Friedensmission im Kosovo zu besuchen und dort die Ansprache zu halten. Es war ein eindrückliches Erlebnis, die Schweizer Flagge in einem Auslandseinsatz zu sehen. Weit weg von der Heimat, aber getragen von denselben Werten: Freiheit, Verantwortung und Zusammenhalt.

Unsere Soldaten leisten im Kosovo einen stillen, aber wertvollen Dienst. Sie tragen dazu bei, Stabilität zu sichern und Frieden zu fördern – und sie tun das mit einer Professionalität und Hingabe, die uns alle stolz machen darf. Dieses Engagement zeigt: Sicherheit beginnt nicht erst an unseren Landesgrenzen. Sie ist ein Netz von Verantwortung und Verlässlichkeit, in dem auch die Schweiz ihren Platz hat.

Gerade diese Eindrücke machen mir bewusst, wie wichtig eine glaubwürdige Sicherheitspolitik für unser Land ist. Die Welt ist unsicherer geworden. Der Krieg in der Ukraine hat uns drastisch vor Augen geführt, dass Frieden keine Selbstverständlichkeit ist. Grenzen können verschoben, Völker unterdrückt und ganze Infrastrukturen zerstört werden. Auch wir in der Schweiz sind von geopolitischen Spannungen betroffen – sei es durch Cyberangriffe, Energieabhängigkeiten oder internationale Instabilität.

Neutralität ist ein zentraler Teil unserer Identität. Doch Neutralität darf nie Naivität sein. Sie schützt uns nur, wenn wir auch fähig sind, uns selbst zu schützen. Genau hier kommt unsere Armee ins Spiel. Heute gibt es jedoch grosse Herausforderungen: Materialknappheit, Fahrzeugausfälle, Lücken bei der Ausrüstung. Gleichzeitig erwarten wir von unseren Soldaten, dass sie im Ernstfall zuverlässig funktionieren. Das passt nicht zusammen.

Es braucht jetzt den Mut, die Armee konsequent zu modernisieren. Neue Systeme wie die Patriot-Luftabwehr oder moderne Fahrzeuge sind wichtige Investitionen, aber sie reichen nicht aus. Entscheidend sind gut ausgebildete Milizsoldaten, genügend Fachpersonal und eine Organisation, die im Krisenfall funktioniert. Sicherheit kostet Geld – aber jeder Franken dafür ist eine Versicherung für unsere Freiheit.

Diese Erfahrung im Kosovo hat mir auch gezeigt, wie sehr unsere Soldaten Botschafterinnen und Botschafter unseres Landes sind. Sie repräsentieren die Schweiz mit Haltung, Verlässlichkeit und Menschlichkeit. Im Gespräch mit den Kommandanten wurde klar, dass die Präsenz der Schweiz geschätzt wird – nicht wegen militärischer Stärke, sondern wegen Glaubwürdigkeit, Neutralität und Dialogfähigkeit. Das ist eine Stärke, die wir pflegen müssen.

Gleichzeitig dürfen wir uns nicht darauf ausruhen, dass die Schweiz immer nur Vermittler sein kann. Wir müssen auch wehrhaft bleiben. Wer für den Frieden glaubwürdig eintritt, muss im Ernstfall zeigen können, dass er sein eigenes Land verteidigen kann. Dieser Zusammenhang wird manchmal vergessen, ist aber entscheidend.

Wenn ich an die Gesichter der Soldatinnen und Soldaten im Kosovo denke, erfüllt mich das mit Zuversicht. Sie zeigen, dass Engagement, Verantwortungsbewusstsein und Einsatzbereitschaft lebendig sind. Es liegt an uns allen, diesen Geist auch in der Heimat zu stärken. Nur so bleibt die Schweiz, was sie seit Jahrhunderten ist: ein freies, starkes, unabhängiges und selbstbewusstes Land.

Heinz Theiler
Der heutige Autor Heinz Theiler ist Carrosseriespenglermeister und Nationalrat. Er ist Inhaber der Carrosserie H. Theiler in Goldau. Seine Hobbys sind Biken, Wandern, Skifahren, Lesen, Segeln und Reisen. Er wohnt in Goldau.

Hinweis
Im «Bote»-Forum schreiben regelmässig prominente Schwyzerinnen und Schwyzer. Sie sind in der Themenwahl frei und schreiben autonom. Der Inhalt des «Bote»-Forums kann, muss sich aber nicht mit der Redaktionshaltung decken. *(red)*